

Vorabdruck George Watsky, «Wie man es vermasselt»

Blutgruppe 0

«Ich glaube, ich bin Null.» Es war schon lange her, dass ich mal Blut gespendet hatte.

«Im Ernst? Wusste ichs doch!»

Lady Brett streichelte mir den Arm und wirkte beeindruckt. Ich wollte mir meine Nervosität auf keinen Fall anmerken lassen und überliess ihr meinen Arm als Kratzbaum.

Es sah aus, als würde Lady Bretts Perlenkette von einem Magneten in den tiefen Ausschnitt ihres Kleides hinabgezogen - die Perlen glitten über eine weite Ebene regelmässig auf einer Jacht vor Mallorca, Ibiza oder Martinique wettergegerbter Haut und stürzten sich dann geradezu hinein in den sagenumwobenen, schwarzen Abgrund, der Männer willens macht, in den Schatten zwischen den Klippen ihrer vorspringenden Silikonbrüste. Vielleicht hatte sie mich verhext oder so. Ich hatte eigentlich nichts für Silikon übrig, aber wenn Mrs. Ashleys Kette wieder mal ein Stück runterrutschte, hatte ich meine liebe Mühe, ihr nicht mit dem Blick zu folgen.

«Fünf Sehnen durchtrennt? Wie besoffen wart ihr Jungs denn bloss?»

«Um ehrlich zu sein, waren wir völlig nüchtern», gab ich zu, worauf sie die Augen verdrehte. «Ich meine, wir hatten auf jeden Fall vor, was zu trinken», schob ich schnell hinterher. «Wir waren bloss noch nicht dazu gekommen.»

«Na dann - probier mal den Portwein.» Sie hielt mir mit kokettem Lächeln ein kleines Glas mit einer dunkelroten Flüssigkeit hin.

Ich hatte Lady Brett nicht erzählt, dass ich noch nie im Leben betrunken gewesen war und vor ein paar Tagen überhaupt zum ersten Mal Alkohol getrunken hatte - was hier in Europa mit meinen achtzehn Jahren ja legal war -

oder dass ich zu Hause immer der freiwillige Fahrer vom Dienst gewesen war und nach Partys meine hackedichten Freunde mit dem gebrauchten Volvo-Kombi meiner Mutter nach Hause gefahren hatte.

Portwein sei etwas Exquisites, ein Dessertwein, klärte mich Brett auf.

«Aber man muss sich ja das Süsse nicht fürs Dessert aufheben, oder?»

Von Glas zu Glas wurde sie vertraulicher, legte mir den Arm um die Schultern, stupste mich neckisch in die Seite oder drückte meine Hand. Erst kam mir Portwein wie Kalimotxo für Reiche vor, aber nach und nach tranken wir uns durch die Karte, und jedes Glas schmeckte besser als das davor. Und je mehr Portwein ich trank, desto schwindeliger wurde mir und desto anziehender fand ich Brett. Während einer kurzen Pause in unserer Unterhaltung fiel ihr Blick auf meinen armseligen Gemüseteller. Sie runzelte die Stirn. Was denn mit mir los sei?

«Ich bin Vegetarier.»

«Ganz bestimmt nicht. Nein, nein, nein, nein, nein», widersprach Brett. «Blutgruppe Null ist doch der Ur-Typ, das bedeutet, du bist der geborene Anführer. Du bist extrovertiert und selbstbewusst. Und du brauchst Fleisch...», Brett nahm einen Löffel von ihrem Lammragout, «...damit du genug Testosteron hast.» Sie hob den Löffel. «Komm schon, nur einen Bissen...»

Ich war seit vier Jahren Vegetarier und bisher kein einziges Mal schwach geworden. Klar, es kam vor, dass ich irgendwo eingeladen war und hinterher feststellte, dass Hühnerbrühe in der Sauce gewesen war oder dass ich mir eine Tüte Chips mit ominösen «natürlichen Aromen» in der Zutatenliste kaufte.

Folge 10/30

10

Seine Storys wie «Blutgruppe 0» hat der US-amerikanische Rapper und Autor George Watsky seinem Leben abgelauscht. Wir bringen einige davon den Sommer hindurch im «Tages-Anzeiger» als Vorabdruck.

Folge verpasst? Hier können Sie alles nachlesen.
watsky.tagesanzeiger.ch



Aus dem Englischen von Jenny Merling. Diogenes, Zürich 2017. 334 S., ca. 30 Fr. Erscheint am 23. 8.

Aber bewusst hatte ich die Regeln nie gebrochen.

Ich bin mir zwar alles andere als sicher, aber wer weiss, dachte ich, vielleicht hat Lady Brett ja recht. Vielleicht bin ich wirklich selbstbewusst und der geborene Anführer. Vielleicht sollte ich einfach mal machen, was diese fremde Frau sagt. Vielleicht will sie ja wirklich mit mir ins Bett...

Sie führte mir den Löffel an den Mund, und zwar unter Einsatz ihres ganzen Körpers. Das Lammragout schwebte auf mich zu, und Lady Bretts Schultern folgten ihm, wobei sich die Träger ihres Kleides ein wenig lockerten und ihr Décolleté geradezu gebieterisch meine Aufmerksamkeit verlangte.

In meinem Kopf mahnte eine leise Stimme, ich dürfe hier nicht vier prinzipientreue Jahre für diese Verführerin über den Haufen werfen, deren Hintern sich gerade Zentimeter um wohlgeformten Zentimeter vom Stuhl hob, bis das Ragout direkt unter meiner Nase war. Doch da berührte der Löffel schon meine Unterlippe und das Lamm meine Oberlippe, und ich schluckte, so schnell ich konnte.

An diesem Abend tanzte ich zum ersten Mal eng umschlungen mit einer geschiedenen Frau. Tim sass in der Ecke, hatte das Bein hochgelegt, hielt sich an seinem Drink fest und musste zusehen, wie sich sein Vater und seine Stieftante mit seinen Freunden vergnügten. Der Türsteher des ersten Clubs, bei dem wir es versucht hatten, hatte sofort kategorisch erklärt, dass man mit Krücken nicht reindürfe, und so waren wir in dieser verschwitzten, pulsierenden Höhle hier gelandet.

Es war ein bisschen wie beim Chupinazo oder wie bei einem Schulball, bei

dem die Aufsichtspersonen ihren Job an den Nagel gehängt und sich einfach unter die Jugendlichen gemischt hatten.

Ich hielt Tanzen für meine Chance, Lady Brett zu beeindrucken, und konzentrierte mich auf einen möglichst präzisen Rhythmus meiner Hüften und einen weder zu festen noch zu lockeren Druck meiner Hände an ihrer Schulter und ihrem Rücken.

Ab und zu löste ich mich von ihr, wirbelte sie herum und zog sie dann wieder nah zu mir heran, sodass ihr rechter Oberschenkel zwischen meinen Beinen landete. *Was für ein begnadeter, reifer, leidenschaftlicher Tänzer - und das in seinem Alter*, ich konnte ihre Gedanken förmlich hören.

Sie hatte die Wange an meine Schulter gelehnt, und ich küsste ihren Hals. Vermutlich bekam sie zu diesem Zeitpunkt jedoch schon nicht mehr allzu viel mit und hing bloss noch in meinen Armen, während ich sie wie einen Sandsack über die Tanzfläche zerrte.

«Brett, tanz doch mal mit Robert!», rief auf einmal Tims Vater. Mrs. Ashley machte sich mühsam von mir los und tappte unsicher davon.

Plötzlich war ich allein, mein Rausch fast verfliegen, und ich brauchte dringend ein Glas Portwein. Zu viele Menschen um mich herum. Ich irrte zwischen schwankenden, tanzenden Grüppchen umher und trat bei jedem Schritt irgendjemandem auf den Fuss.

Ich drängelte mich durch ein Dickicht von französischen Mackern mit zurückgegelten Haaren und durch Schwaden von Parfüm und Aftershave zur Bar vor.

Fortsetzung folgt morgen

Dinosaurier und Wunderkinder

Der Zürcher Christian Jott Jenny hat in St. Moritz in zehn Jahren sein Festival da Jazz etabliert. Bei ihm spielen Grössen wie Chick Corea, doch auch die Newcomer werden zunehmend ins rechte Licht gerückt.

Christoph Merki
St. Moritz

Alles so nah, so unglaublich nah. Man sitzt auf einem der kleinen, mit rotem Stoff überzogenen Stühle im St. Moritzer Dracula Club - und nur drei, vier Meter weiter vorn dribbelt Chick Corea über die Tastatur des grossen Yamaha-Konzertflügels. So, als wäre er unser persönlicher Klavierlehrer: Man kann bei ihm gleichsam die Fingersätze studieren.

Festivalchef Christian Jott Jenny ist immer zu geistreich-witzigen Ansagen aufgelegt, und er hat dem Publikum den 76-jährigen Corea beim Konzert am Wochenende vorgestellt als «grossartigen Mammut-Dinosaurier-Künstler», als «einen der grössten Pianisten. Dabei noch lebend!» Das lässt einen sofort ans Entrée des Dracula Club denken: Da ist ein klobiger Sarg mannshoch aufgerichtet, eine Uhr darauf zeigt fünf vor zwölf. Wie eine ironische Aussage wirkt der Sarg und kündigt im Dracula Club als ein witziges Memento mori eher vom Leben, das man geniessen soll, als von Ableben und Dekadenz.

Solches passt zum Festival da Jazz in St. Moritz, denn auch hier denkt niemand ans Sterben. Ganz im Gegenteil: «Das Festival hat sich als wichtigster Sommerevent im Bündnerland etabliert», zieht Jenny im Gespräch Bilanz nach zehn Jahren. Er freut sich darüber, dass die Kritiker und Zweifler verstummt sind, die es anlässlich der ersten Editionen noch gab.

Dabei könnte man durchaus Fragen aufwerfen zum Festival, gerade an diesem Abend mit Chick Corea. Ein «Mammut-Dinosaurier-Künstler» mit zweifellos horrender Gage spielt für die bloss 150 zahlenden Gäste, die im Dracula Club Platz finden. Wie kann diese Rechnung aufgehen bei einem Eintrittspreis von 175 Franken? Nun, Festivalchef Jenny spielt eben clever auf der Klaviatur des Nobelkurortes St. Moritz. Vom Festivalbudget von rund 2 Millionen Franken stammen laut Jenny satte 64 Prozent von Sponsoren oder privaten



Der 13-jährige Pianist Joey Alexander verzückt die Fachwelt. Foto: FotoSwiss.com

Mäzenen. «Das ist so nur in St. Moritz möglich», sagt der Zürcher, «weil sich hier gerne vermögende Menschen aufhalten.» Ganz ohne Sponsoring und Subventionen würde ein Konzertticket für den Dracula Club zwischen 800 und 900 Franken kosten.

Die Kunst der Improvisation

Jenny sucht an seinem Festival aber nicht nur die Exklusivität. Noch nie gab es an verschiedenen Spielorten so viele kostenlose Konzerte wie in diesem Jubiläumsjahr. Als am Mittwoch vor einer Woche auf dem Engadiner Hausberg Muottas Muragl auf 2456 Metern über Meer der britische Jazz-Entertainer Jamie Cullum auftrat, hörten über 2000 Leute zu. Das Konzert ist sinnbildlich für Jennys Verständnis vom Tourismus in St. Moritz: «Heute schauen die Menschen darauf, ob etwas einen Inhalt hat. Es genügt nicht mehr, nur eine Champagnerflasche zu öffnen!»

Und trotz Höhenrausch mit Jamie Cullum auf dem Muottas Muragl: Die

«DNA» des Festivals, meint Jenny, bleibe im St. Moritzer Dracula Club. Der Klaviervirtuose Chick Corea spürt hier nun bei seinem Konzert vielleicht nicht gerade seiner DNA nach, aber immerhin den eigenen Wurzeln. Schon in seiner frühen Return-To-Forever-Band der Siebziger war Coreas Musik ausgesprochen leicht, luftig. Und etwas von diesem Tonfall hat sich bis heute erhalten. Ob Corea mit Banjospieler Béla Fleck, mit dem er in St. Moritz im Duo spielt, die Bluegrass-Nummer «Mountain» intoniert, sein eigenes «Spain» oder Stücke gar von Klassikkomponist Scarlatti: Stets ist da viel Heiterkeit in der Luft.

Bei allem Virtuositätszauber von Corea und Fleck spürt man immer auch, wie die beiden aus dem Moment heraus improvisieren: Die Duettkonstellation erlaube einen besonders offenen improvisatorischen Ansatz, bei dem sich alles wie von selbst und natürlich einstelle, so hat Corea in Interviews über die Zusammenarbeit mit Béla Fleck gesagt. Dieser Satz vom natürlich sich einstellenden

Resultat beim Improvisieren könnte auch von Jenny stammen. Dann würde er den Geist beschreiben, mit dem der Chef sein Festival führt. «Ich habe keinen Plan», meint Jenny. Am liebsten verlasse er sich auf sein Bauchgefühl und seine Spontaneität. Genau darum fühle er sich so wohl hier: «Seit zehn Jahren erlebe ich, wie die St. Moritzer in der Lage sind, spontan zu improvisieren, wenn es drauf ankommt. An keinem anderen Ort habe ich das je so erlebt. St. Moritz und das Festival da Jazz passen sehr gut zusammen!»

Noch mehr Mäzene?

Derzeit denkt der Festivalchef ernsthaft über die Finanzstruktur des Festival da Jazz nach: Künftig möchte er noch stärker auf Privatmäzene setzen und weniger auf Sponsoren. Ebenso fragt er sich, ob es immer lebende Legenden des Jazz à la Chick Corea sein müssen am Festival. Oder ob nicht eine jüngere Generation mehr Raum erhalten soll. «Wir haben in den letzten Jahren bei den Festivalbesuchern das Vertrauen aufgebaut, dass bei uns einmalige Qualität geboten wird», sagt Jenny. «Das können wir nutzen und vermehrt unbekannte, jüngere Musiker bringen.»

Als ginge es darum, genau dies zu illustrieren, spielt einen Tag nach Corea im Dracula Club nicht nur ein jüngerer Musiker, sondern gar ein veritables Jazz-Wunderkind: Noch nicht einmal 14 Jahre alt ist der indonesische Pianist Joey Alexander, er rast durch Stücke wie Coltranes «Countdown» oder Monks «Straight No Chasers». Zwar spürte man bei ihm noch nicht sehr viel individuellen Geist. Aber wie der fingerflinke und hochbegabte Junge über die gesamte Klaviertradition des Jazz verfügt, das lässt einen doch verstehen, warum selbst ein Herbie Hancock den Jungspund in den Himmel lobt.

Ja, von Joey Alexander wird man auch künftig hören im Jazz. Und vielleicht verabschiedet sich der junge Meister ja völlig zu Recht am Ende wie folgt vom Publikum: «See you soon.»

Sogar Obama war ein Fan

Der weltbekannte blinde Musiker G. Yunupingu starb wie so viele Aborigines an einem Nierenleiden.

Urs Wälterlin
Sydney

«Eine Stimme wie ein Engel» habe er, sagten Kritiker. Und seine Fans stimmten zu. Emotional, tief in der Tradition der ältesten überlebenden Kultur der Welt verwurzelt, verkaufte sich die Alben des Aboriginal-Sängers G. Yunupingu zu Millionen. Nun ist er im Alter von 46 Jahren in der nordaustralischen Stadt Darwin gestorben. Die Tradition des Volkes der Yolngu im kaum besiedelten Gebiet Arnhemland verbietet es, dass man den Vornamen eines Verstorbenen ausspricht oder ein Bild seines Gesichtes zeigt. Mindestens zwei Jahre lang.

Millionen von Menschen rund um den Globus wissen, um wen es sich handelt. In den letzten zehn Jahren war Yunupingu auch in Europa der wohl bekannteste Musiker Australiens. Barack Obama ist ein Fan, auch Königin Elizabeth liebt seine Lieder. Yunupingu sang meist in seiner Muttersprache, gelegentlich auch in Englisch über sein Land, über die Menschen, die dort seit Zehntausenden von Jahren leben, über Zusammengehörigkeit, Liebe und Verzweiflung.

Über Schmerz und Leid wusste er besonders viel: Der Sänger war blind auf der abgelegenen Insel Elcho geboren worden, 500 Kilometer östlich von Darwin. Per Zufall kam der Junge im Alter von sechs Jahren in Kontakt mit einer Gitarre. Er lernte selbst, das Instrument zu spielen. Wohl deshalb hielt er die Gitarre während seiner ganzen Karriere auf ungewöhnliche Art. Bis zu seinem Tod war er extrem schüchtern und fühlte sich nur in der Nähe einer kleinen Gruppe von Vertrauten sicher. Zum Schluss holte ihn das Schicksal so vieler indigener Australier ein. Yunupingu starb an einem Nierenleiden, endemisch in indigenen Gemeinden. Die Nieren-schäden sind in der Regel die Folge von Armut, ungenügender und falscher Ernährung schon in der Kindheit.